

Shevek K. Selbert (Freiburg)

## **Autobiographisches Wiedererzählen in Max Frischs frühesten Texten. Vergleich der zwei Versionen von "Was bin ich?" (1932)**

In my doctoral research, I explored *Autobiographical Retelling* based on the life stories of fifteen individuals, who first participated biographical-narrative interviews in 2006/07 and then again in 2017. In the article, I apply that interdisciplinary approach to two texts that were written by the later writer Max Frisch as part of his first journalistic work in 1932, which both were published under the title "Was bin ich?". Due to their life-reflecting self-reference and their non-fictional factual assertion, these can be read as autobiographical retellings and be compared both in their entirety and on the basis of the juxtaposition of parallel passages as *retellings*. Their similarities and differences show the young Frisch's quest for the appropriate shape, for an audience, and for the chance to make his own experience relatable to others.

Ich will doch nicht ein Leben lang dieser Max Frisch sein! Bei jeder neuen Arbeit hatte ich das naive Gefühl, dass ich jetzt, Gott sei Dank, ein radikal anderes Thema angehe – um früher oder später festzustellen, dass alles, was nicht radikal misslingt, das radikal gleiche Thema hat.

(Frisch 2017 (hier: 1961): 38)

Meine Angst: die Wiederholung!

(Frisch 1973 [1954]), *Stiller*: 68)

My greatest fear: Repetition

(Frisch 1975, *Montauk*: 17)

### **1 Einleitung**

Der 21jährige Max Frisch erlebte einen unerwarteten biographischen Bruch: Durch den Tod seines Vaters im März 1932 konnte er sein Germanistikstudium nicht mehr finanzieren und sah sich gezwungen, fortan selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommen zu müssen: Sein Professor vermittelt ihn an die Zeitung und der junge Frisch versucht sich als Journalist. Schon im April erscheint im "Zürcher Student" sein Text "Was bin ich?". Einen zweiten Text mit demselben Titel hatte er bereits zuvor dem "Schweizer Spiegel" angeboten, der diesen jedoch erst 1948 veröffentlichte: Man habe die Absicht gehabt, so die redaktionelle Vorbemerkung, "ihn erst zu publizieren, wenn der Autor sich einen Namen gemacht habe" (Frisch 1986: 661). Dies sollte jedoch noch dauern, denn Frisch gab – nach Selbstaussage – "die Schriftstellerei" mit 23 Jahren schon wieder auf, wurde Architekt und begann erst zehn Jahre später wieder mit dem Schreiben (vgl. Frisch 2017 (hier: 1959): 24). Diese beiden frühesten Texte mit dem Titel "Was bin ich?" (Frisch 1986a und b) lassen sich nun mit etwas Kulanz als *autobiographisches Wiedererzählen* fassen. Sie stehen nicht einfach nur im Verhältnis von Entwurf und Finaltext zueinander, wie der gleiche Titel erwarten lassen könnte. Stattdessen dokumentieren sie zwei Versuche eines jungen Menschen, die eigene biographische Umbruchssituation und die damit verbundenen Unsicherheiten zu fassen, zu reflektieren und anderen zu vermitteln. Seine Suche nach Erwerbstätigkeit, zugleich eine Suche nach dem eigenen Platz in der Welt, wird zur Frage nach dem eigenen Selbst. Und diese Suchbewegungen sind natürlich nicht nur inhaltlicher Natur, sondern auch eine Suche nach der angemessenen Form. So sind beide Texte gleichermaßen faktual

und bieten einen *biographischen Pakt* (Lejeune) an, d. h. der Leser geht nicht davon aus, Fiktion zu lesen, sondern rechnet mit der Personaleinheit von Autor und Protagonist, versteht die Texte also als Vermittlung selbsterlebter Erfahrungen. Formal sind sie allerdings unterschiedlich ausgerichtet. Die Erstversion, erst spät nachveröffentlicht, ist eine Erzählung im eigentlichen Sinn, indem sie reinszenierend ein Einzelereignis vermittelt: Exemplarisch reinszeniert sie die Bewerbung eines Ich-Erzählers namens Max in einer Redaktion und dessen Gedanken und Reflexionen währenddessen. Die Zweitversion enthält dann zwar noch Spuren dieser Episode, dokumentiert jedoch sehr viel mehr den Versuch, sich vom eigenen Einzelfall zu lösen und aus der konkreten lebensweltlichen Erfahrung verallgemeinerte theoretische Überlegungen zu gewinnen, um diese mit einem höheren Geltungsanspruch und höherem Identifikationspotential auszustatten.

Die Analyse von autobiographischen Selbsterzählungen, wie sie sozialwissenschaftlich mit Narrativen Interviews erhoben werden, gibt Aufschluss darüber, wie Episoden des eigenen Lebens mal in Form von szenischen Erzählungen plastisch zum Leben erweckt werden, mal zu Eigentheorien und biographischer Argumentation verarbeitet sind, um die Lebenserfahrung auf abstrakterem Wege zu vermitteln. Die Unterscheidung der Textsorte, also ob in der Selbsterzählung auf *Erzählen* (chronikartig, berichtend oder szenisch-episodisch), *Beschreiben* oder *Argumentieren* zurückgegriffen wird (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004: 145), ist grundlegend für die Analyse der formalen Gestalt von autobiographischem Erzählen. Zusätzlich ist die Unterscheidung zwischen dem inhaltlichen Gehalt ("Was?") und der formalen Gestalt ("Wie?") einer Geschichte fruchtbar, die in den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen immer wieder begrifflich gefasst worden sind: Als *histoire* und *discours* (vgl. Genette 1998), als *life history* und *life story* (vgl. Habermas / Bluck 2000, Bertaux 2018), als *erlebte Geschichte* und *erzählte Geschichte* (vgl. Rosenthal 2010), u.v.m..

Fakt ist: Der im verunsichernden Umbruch befindliche 21jährige Max Frisch legte zwei Texte vor, in denen er seine eigene biographische Situation in zwei verschiedenen Textsorten, aber zum Teil übereinstimmenden Darstellungsverfahren vermittelt. In den folgenden beiden Kapiteln werden diese nun mit sprach- und sozialwissenschaftlichen Mitteln im Stil der Wiedererzählforschung<sup>1</sup> analysiert: In einem ersten Schritt vergleiche ich die beiden Texte in ihrer Gesamtheit miteinander, um dann in einem zweiten Schritt die deutlichsten Parallelen als *retellings* in die direkte Gegenüberstellung zu bringen.

---

<sup>1</sup> Sowohl der einschlägige Sammelband "Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis" (Schumann / Gülich / Lucius-Hoene / Pfänder 2015) als auch meine Dissertation "Autobiographisches Wiedererzählen. Eine interdisziplinäre Studie im qualitativen Längsschnitt" (Selbert 2024) beziehen sich maßgeblich auf mündliches Erzählen. Im Hinblick auf bestimmte Aspekte lassen sich jedoch auch an Schrifttexten ähnliche Phänomene finden, beispielsweise die Notwendigkeit der auswählenden und gewichtenden Relevanzsetzung und der Vorgeformtheit, der Einsatz fiktionalisierender Darstellungstechniken innerhalb faktualen Erzählens, die Wahl der Textsorte und grundsätzlich: als Projekt, selbst Erlebtes sprachlich zum Ausdruck zu bringen.

## 2 Die beiden Texte im globalen Gesamtvergleich

Und die gleiche Angst vor der Wiederholung bei Kürmann wie bei Stiller. Lesern macht es ja Spaß, solche Parallelen zu ziehen: aber verdecken sie nicht gerade das Neue?

(Frisch 2017 (hier: 1967): 71)

### 2.1 "Was bin ich? (I) "

Als szenisch-episodisches Erzählen ist die Erstversion dem *Erzählen im engeren Sinn* (Lucius-Hoene / Deppermann 2004: 146) zuzuordnen: Sie etabliert eine räumlich, zeitlich und sozial hinreichend ausdifferenzierte Erzähwelt und stellt innerhalb derer einen zeitlich geordneten Ereignisablauf dar. Als klassische Einzelereigniserzählung greift sie reinszenierend auf *Emplotment* zurück, präsentiert also ein konkretes raumzeitliches Setting (vgl. ebd.: 22). Die äußere Handlung des Textes ist schnell nacherzählt: Es beginnt mit Frischs Herzpochen vor der Tür einer Redaktion, es folgt sein Warten im Flur und das Bewerbungsgespräch, und schließt mit dem Erreichen des wohl aufwändig dekorierten Schaufensters, über das er – als erster journalistischer Auftrag – berichten soll.

Konkrete Zeitangaben strukturieren den im Präsens gehaltenen Erzählfluss: "Viertel nach zehn", "Auf zehn Uhr haben sie mich bestellt", "Zwanzig nach zehn", "Halb elf? In sechs Minuten". An Reiz gewinnt die äußere Handlung durch die Darstellung des Innenlebens: Sehr bildhafte Beobachtungen (z.B. "Schattenspiel auf Milchglas", "Weltkarte da mit roteingezeichneten Telegraphenkabeln", "Schau her, meine Visage schält sich immer noch") und deren Kommentierung (z.B. "Schöneres zu tun, als hier zu hocken", "Überall, wo diese roten Kabel gezeichnet sind, hättest du hingehen dürfen", "Es sind ja erst zwei Wochen, seit wir auf dieser Skitour waren, gelt?"), die eigenen situativen Unsicherheiten (z.B. "Was kann mir der schon tun dadrinnen?", "Sollte man eigentlich jedesmal aufstehen, wenn diese Herren da durch den Korridor flitzen?") und abschweifende Gedankengänge zur eigenen jüngeren Vergangenheit (z.B. "Vor einer Woche war ich ja noch Student") und Zukunftsplanung (z.B. "heiraten werde ich jetzt ja nie").

Besonders auffällig ist die dialogische Erzählstruktur des Textes, denn die meisten Gedankengänge sind nicht nur Kommentierungen von Begebenheiten und Vorgängen in der Situation, sondern als solche auch gedanklich adressiert. Dem jungen Autor wird alles zum Spiegel, so werden die Anderen zur Orientierungshilfe in der Frage nach dem eigenen Selbst: der Redaktionsmitarbeiter ("bloß so ein Kuli") hätte nicht so viel durch den Flur laufen müssen ("Beruf heißt nicht Strafanstalt"), sondern die Welt bereisen können ("[dann] wärest du vielleicht ein Maler gewesen oder ein Forscher"), als Redakteur würde er sich nicht mit Banalitäten aufhalten wie der "Herr Doktor" ("Kann ich euch verraten; wenn ich Redakteur bin –"), der Eindruck der jungen Sekretärin ("Kleines Quecksilberchen, diese Frank.") lässt ihn innerlich Abschied nehmen vom Plan der eigenen Familie ("kostet Geld") und tatsächlich scheint überhaupt jeder andere das zu können, was ihm nicht zu gelingen scheint: "Und ich schaue euch alle an, die ihr da Brot verdient durch eure eigene Arbeit".

Der Text endet konsequenterweise mit der finalen Konfrontation im Dialog mit sich selbst: Mit der Schlusszene vor dem Schaufenster, über dessen Gestaltung er eigentlich zu berichten hat, und dem Streitdialog mit sich selbst im Spiegelbild ("Max. Fangen wir an, Max. Teufel, könnte ich diese Scheibe einboxen und dich packen, Max, und dich erschlagen, Max! So lächle doch nicht immer..." [II, Z.

189f.]) gelingt Frisch eine anschauliche Metapher für die Selbstfindungsthematik, die sein Lebenswerk durchziehen sollte.<sup>2</sup> Ebenso wie in der Innenwelt die Notwendigkeit des Broterwerbs über das Problem der Selbstanpreisung zur Fragwürdigkeit der eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften führt, führt auch in der Außenwelt der journalistische Auftrag, über das Schaufenster zu schreiben, über die tatsächliche Spiegelsituation angesichts des Fensters zur unausweichlichen Selbstkonfrontation.

## 2.2 "Was bin ich? (II)"

Die zweite, allerdings bereits zeitnah 1932 veröffentlichte Version präsentiert die biographische Orientierungslosigkeit in anderer Form: Der nur halb so lange Text behält die Reflexionen zur eigenen Suche nach Stelle und der eigenen Verfasstheit bei (Abschnitt 3 zeigt diese im Versionenvergleich), rahmt diese jedoch neu: Die Gedankengänge sind nun nicht mehr in ein konkretes Ereignis eingearbeitet, präsentieren sich also nicht mehr als szenisch isochroner Bewusstseinsstrom der mit dem Autor identischen Erzählfigur innerhalb einer Erzählwelt während der Erzählten Zeit, sondern erfüllen nun die Funktion von Argumenten in der Erörterung grundsätzlicher Fragen und Zusammenhänge.

Entsprechend bemüht sich schon die Einleitung sehr darum, den folgenden Betrachtungen einen gewissen Verallgemeinerungsanspruch zu verleihen: "Ich denke mir, daß jeder Student, ob er nun sicheres Studiengeld hat oder nicht, dann und wann von dem Gedanken überfallen wird; wenn ich heute mein Studium abbrechen müßte?" (Z. 1–3). Der Text wird in dieser Version also zugleich auch stark adressiert und richtet sich – per *recipient design* (vgl. exempl. Ferrara 1994: 56) bzw. *Adressatenzuschnitt* (vgl. exempl. Deppermann / Blühdorn 2013) bzw. *Hörerorientierung* (Lucius-Hoene / Deppermann 2002: 257) – nun gezielt an Studierende (entsprechend zielgruppengerecht im "Zürcher Student" publiziert), die in die gleiche Situation kommen könnten wie der Autor: "Und es scheint mir eine Frage zu sein, die über das private Elend hinausreicht, die jeden Studenten mehr oder minder kümmert. Denn schließlich muß sich doch jeder einmal an diesem Leben messen." (Z. 20–23)

Die Identifikation des Lesers mit der Situation des Autors wird nun also nicht mehr der immersiven Kraft der Narration überlassen, sondern soll durch Appell argumentativ eingefordert werden.

In Bezug auf den programmatischen Satz aus "Mein Name sei Gantenbein" (1964) "Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu" (Frisch 1964: 10) ließe sich sagen, dass die Erstversion von "Was bin ich?" sich der Geschichte widmet, die Zweitversion dagegen "nur" der Erfahrung, diesmal möglichst allgemeingültig ausgedrückt. Den konkreten Anlass dieser Erfahrung, nun nicht mehr szenisch-episodisch ausbuchstabiert, gibt es nur noch in Andeutung: "Aber alles in allem: die Erfahrungen kommen schon, sogar rudelweise; hinter jeder Türe wartet eine, mehr oder minder freundlich" (Z. 33–35).

Die Erfahrung der Ich-Geschichte soll sozial, räumlich und zeitlich transzendiert werden zu etwas, was jedem, überall und jederzeit passieren könnte. Es wirkt, als habe der junge Frisch, kein "richtiger" Journalist und noch kein "richtiger"

---

<sup>2</sup> Ingeborg Gleichauf deutet "Was bin ich?" in ihrer Frisch-Biographie "Jetzt nicht die Wut verlieren" (2010) anhand dieser Szene in aller Kürze: "Er erzählt, er solle fünfzehn Zeilen über ein Schaufenster schreiben. Und dann sieht er im Glas sein Spiegelbild. Wie man sich doch immer in die Quere kommt, wenn man eigentlich 'sachlich' sein soll." (Gleichauf 2010: 28)

Schriftsteller, diesen Ausweg in die essayistische Form gewählt, um seinem Text Repräsentanz und Relevanz zukommen zu lassen, die über den eigenen Einzelfall hinausgeht – oder anders gesagt: Um überhaupt Erzählwürdigkeit vermitteln zu können, die (noch) nicht in seiner Person selbst begründet sein konnte. Nicht zuletzt gibt die Publikationsgeschichte der beiden Texte dieser Lesart recht, als die an Studierende adressierte Essay-Version sofort veröffentlicht werden konnte, die persönlichere Ich-Geschichte jedoch erst, als er sich "einen Namen gemacht" hatte.

### 2.3 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Der strukturelle Vergleich der beiden Version lässt sich durch das Segmentieren der Texte in Sinnabschnitte bewerkstelligen. Die Struktur der Erstversion besteht aus 24 Segmenten zur eigentlichen Darstellung der konkreten, äußerlichen Szene des Einzelereignisses, in die 17 Segmente zur innerlichen Perspektive in Form des Bewusstseinsstroms während der Handlung eingewoben sind. Während die Gedankengänge zunächst noch jeweils vom Fortgang der Handlung szenisch unterbrochen werden (wird beim Warten angesprochen, Kamerad kommt aus Büro, wird ins Büro geholt, Telefonat und Auftrag an Sekretärin als Unterbrechung des Bewerbungsgesprächs), wird die Reflexionsebene im Verlauf der Handlung dominierender und überlagert schließlich die Szene, insofern als Frisch in die eigenen Gedanken versunken dem "Herrn Doktor" gar nicht mehr richtig folgt: "Unterdessen, scheint mir, hat der andere über die Krise gesprochen. Die Krise hat natürlich umfassende Folgen. So hat sie zum Beispiel das schlechte Wetter als Gesprächsstoff schon stark verdrängt" (Z. 156f.). Entsprechend gelangt er geradezu traumwandlerisch in innerem Monolog versunken für die Schlusszene zum Schaufenster, wo er schließlich nur noch sich selbst wahrnehmen kann.

Die Struktur der Zweitversion ist durch die fehlende Doppelperspektive von Ereignis und Reflexion mit gerade mal vierzehn Segmenten schon vollständig erfasst. Davon lassen sich sechs Segmente als Parallelstellen zur Erstversion identifizieren und entsprechend vergleichend gegenüberstellen (vgl. Abschnitt 3). Drei Segmente dienen als zur Verallgemeinerung und Einordnung bemühte Einleitung und Neurahmung des Textes und lediglich vier Segmente liefern versionsexklusive Inhalte, die jedoch eher Vertiefungen und Detaillierungen der versionsgemeinsamen Thematisierung darstellen: Er habe keine Zeit gehabt, den Tod des Vaters zu verarbeiten; das Problem der Erfahrungslosigkeit; Stellensuche als "hoffnungsarmes Pilgern" und die eigene Wettbewerbsfähigkeit ("Je ärmer an Denken und Empfinden desto unverwundeter. Wunden werden nicht honoriert"). Das letzte Segment liefert als Schlussegment mit einer neuen Metapher die Pointe der Zweitversion:

Oft denke ich mir das Studium wie eine Brücke. Wir bauen auf ein sicheres Ufer hin und vertrauen auf unseren Bau und kümmern uns spärlich um das, was wir da eigentlich überbrücken. Es ist ein Ulk: in der Mitte bricht es, und man rutscht als Nichtschwimmer in den Fluß. (II, Z. 95f.)

Wo sich die Erstversion inhaltlich und strukturell also grundlegend auf Dialog fokussiert: Die dialogische Auseinandersetzung mit sich selbst, die szenischen Redewiedergaben des Dialogs mit dem Kuli und insbesondere dem Redakteur, aber auch der formale Dialog von Außenereignis und Innenerfahrung, die der Text selbst darstellt, setzt die Zweitversion auf Einstimmigkeit: Essayistisch statt dramatisch-prosaisch, Erkenntnisprozess ("Das ist es!") statt Erfahrungshaftigkeit, Argumentation statt episodischem Erzählen und erstrebte höhere Allgemeingültigkeit statt der expliziten Ich-Geschichte eines Einzelschicksals.

### 3 Die beiden Texte im lokalen Direktvergleich

Es langweilt mich jeder Satz, den ich geschrieben habe, es hilft auch nicht, dass ich Wörter umtausche in meinem Turm, und das ist es, was ich tagelang mache; ich tausche Wörter gegen Wörter.  
 (Frisch 2010 (hier: 1982): 101)

Die folgende Analyse bezieht sich auf die jeweils sechs Textausschnitte der beiden Versionen von "Was bin ich?", die sich als Parallelstellen identifizieren lassen (vgl. Abb. 1). Es handelt sich um die Stellen, die eine hohe inhaltliche und strukturelle Synchronizität zueinander aufweisen und entsprechend fruchtbar im Folgenden als *retellings* bzw. *lokales Wiedererzählen* in diagrammatischer oder tabellarischer Synopse gegenübergestellt werden können.

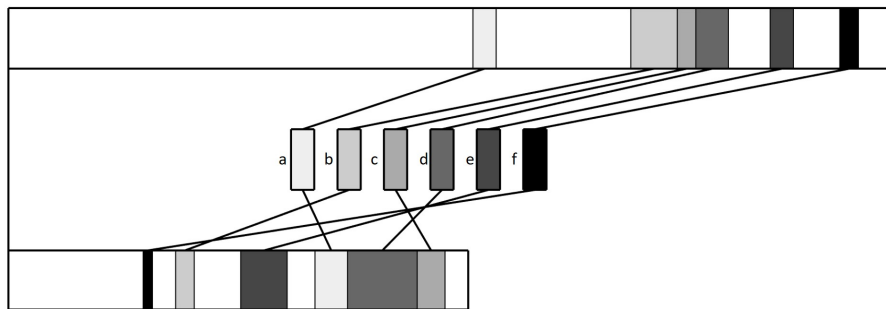


Abbildung 1: Verortung der retellings im Textverlauf (nach Zeilen); a: "vor einer glatten, grifflösen Wand", b: "Was bist du eigentlich?", c: "Aber meine Konkurrenten haben sie", d: "Aufwand an Zeit und Seele", e: "in einem Ton", f: "als wäre ich in der Fremde"

#### 3.1 retelling a: "vor einer glatten, grifflösen Wand" (Z. 100–105 bzw. 66–69)

Zunächst stelle ich die Sequenz in beiden lokalen Erzählversionen in Form eines Synopsenbaums zueinander in Beziehung (vgl. Abb. 2):

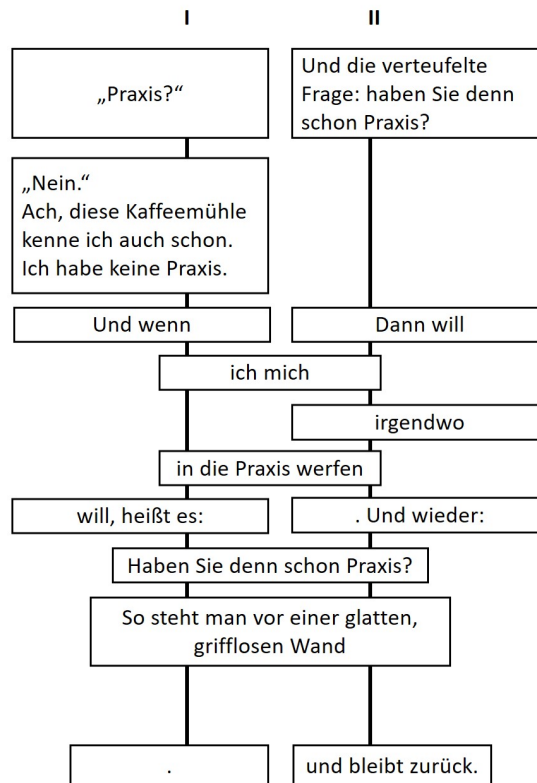


Abbildung 2: retelling a

Die Unterschiede in diesem ersten *retelling* erklären sich allein durch das Lösen vom konkreten Einzelereignis, dessen szenischer Darstellung die Erstversion gewidmet ist. Aus deren reinszenierenden Redewiedergabe des "Herrn Doktor" ("Praxis?") wird in der zweiten Version die pauschale Standardfrage "haben Sie denn schon Praxis?". Die Metapher der grifflosen Wand, die entweder auf Bergsteigen anspielt oder durch das Fehlen von Türklinken eine räumliche Unzugänglichkeit illustriert, bleibt stabil, wird in der Zweitversion per "und bleibt zurück" in seiner Eindringlichkeit sogar noch verstärkt.

### 3.2 *retelling* b: "Was bist du eigentlich?" (Z. 134–144 bzw. 36–40)

Bei diesem *retelling* ist die Reihenfolge nicht mehr durchweg synchron, so dass zwei Synopsenbäume nötig sind, um den gegenüberstellenden Vergleich zu ermöglichen. Besonders auffällig ist der Wechsel vom "ich" zum "man", hier zunächst die erste Gegenüberstellung (vgl. Abb. 3).

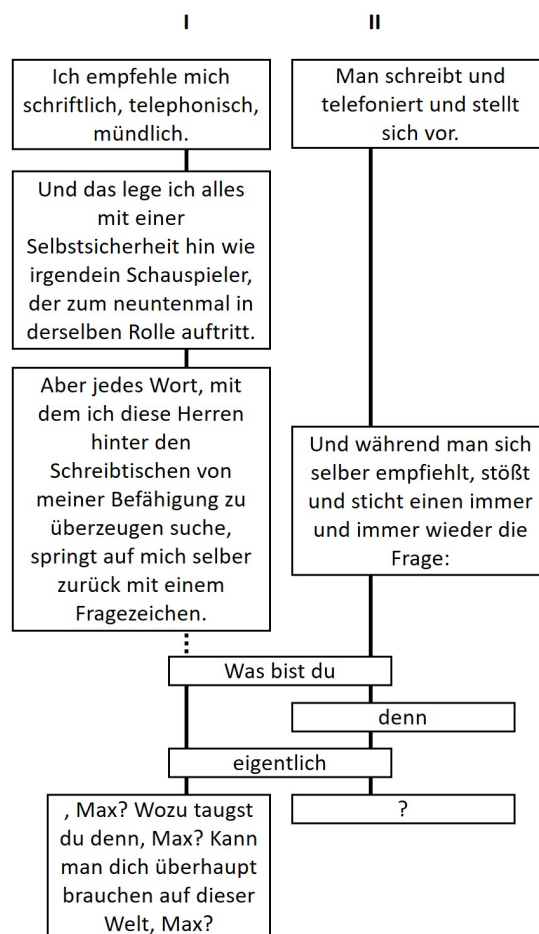


Abbildung 3: *retelling* b.1

In dieses nun verallgemeinernde Darstellungsverfahren per "man" lässt sich die detaillierte Ich-Erfahrung der Erstversion zur Selbstsicherheit der Routine ("das lege ich alles [...]") nicht mehr einpassen, so dass diese Ausführung in der Zweitversion fehlt. Die Notwendigkeit der Selbstbewertung führt zur Fragwürdigkeit des eigenen Selbst, die in den Versionen durch unterschiedliche körperliche Metaphern ausgedrückt wird: Jedes Wort springt "zurück mit einem Fragezeichen" bzw. es "stößt und sticht [...] immer wieder". Diese Frage richtet sich in der Erstversion noch in Form der Selbstanklage wiederholt namentlich an

den Autoren selbst und durch weitere Fragen noch sehr viel verschärfter: Zur Frage der Seinsbestimmung, die schon im Titel vorweggenommen ist, kommt noch die Frage der Nützlich- und Verwertbarkeit. Insbesondere durch das "überhaupt" erscheint diese selbstkasteiend und erfragt nicht einfach "nur" Rechenschaft von sich selbst, um eine interessierte und offene Selbstsuche zu initiieren, sondern enthält bereits das Urteil der eigenen Unzulänglichkeit. In diesem Licht liest sich auch die Leitfrage als fundamental selbstentwertend, da diese eben nicht personal ("Wer?"), sondern sachlich ("Was?") gestellt wird, wodurch sich die Seinsbestimmung nicht auf Kriterien der menschlichen Persönlichkeit, sondern – sehr viel grundlegender – auf Kriterien der Existenz überhaupt bezieht.

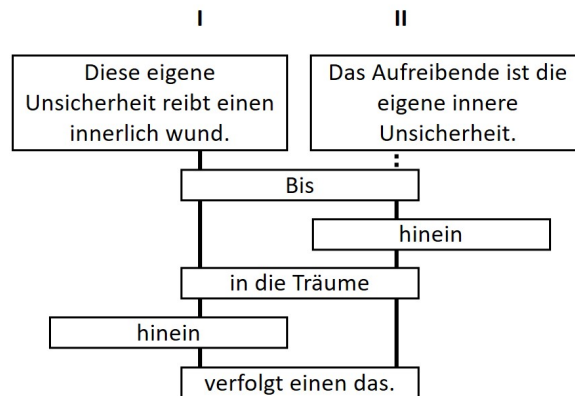


Abbildung 4: retelling b.2

Die Elemente des zweiten Synopsenbaums (vgl. Abb. 4) schließen die Erstversion dieser Sequenz ab, während die Zweitversion von diesen umrahmt wird. Schon die Erstversion nutzt "einen" statt "ich", doch die Zweitversion bemüht sich durch das Ersetzen des "Wundreibens" um eine noch weiter entpersönlichte Formulierung per substantivierender Partizipbildung zu "das Aufreibende".

### 3.3 retelling c: "Aber meine Konkurrenten haben sie" (Z. 145–148 bzw. 89–94)

Die hohe strukturelle Synchronizität bleibt in diesem *retelling* erhalten, wird jedoch neu kontextualisiert (vgl. Abb. 5).

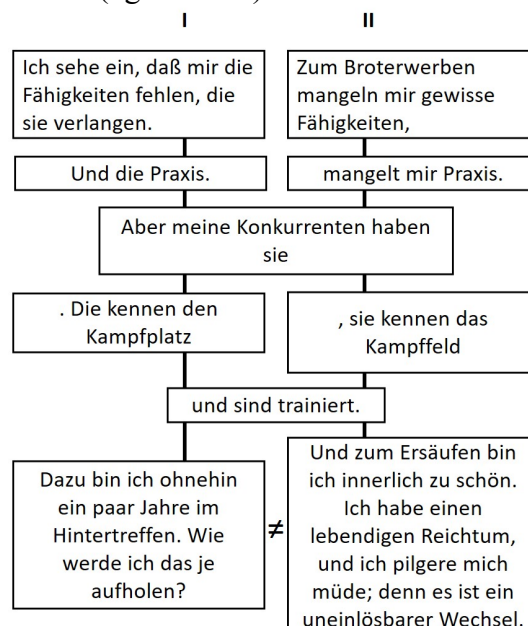


Abbildung 5: retelling c



In der Erstversion bleibt es an das Beispiel der konkreten und akuten Stellensuche gebunden, in der Zweitversion dagegen – wiederum verallgemeinernd – auf das Broterwerben insgesamt bezogen. Steht also in der einen Version der Eindruck im Vordergrund, nicht den Anspruch der Stellenbeschreibung eines Journalisten zu genügen ("die Fähigkeiten [...], die sie verlangen"), geht es in der anderen um die Einschätzung, insgesamt nicht erwerbstätig sein zu können ("mangeln mir gewisse Fähigkeiten"). Entsprechend setzt auch die anschließende Evaluation unterschiedliche Relevanzen: Die Erstversion bleibt defizitorientiert beim Fokus auf die Bewerbungssituation und detailliert den direkten Vergleich mit den Konkurrenten aus, denen gegenüber er durch das abgebrochene Studium Zeit verloren habe. Die Zweitversion dagegen dramatisiert zwar durch die Selbstmordanspielung, wechselt jedoch zu einer ressourcenorientierten Perspektive, die das Problem nicht mehr in einem Mangel und der eigenen Unzulänglichkeit identifiziert, sondern in dem Umstand, dass der eigene Reichtum lediglich vom Wirtschaftssystem nicht gefragt und damit nicht marktgängig zu sein scheint. Der hier metaphorisch eingesetzte Begriff des "Wechsels", der Wertpapiere bezeichnet, wird schon zu Beginn der Zweitversion eingesetzt: "Man heißt es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier uneinlösbare Wechsel, diese Gedanken und Gefühle" ("Was bin ich? (II)", Z. 24–27). Dieses Motiv der Unverkaufbarkeit des eigenen Reichtums folgt in der Erstversion erst im nächsten Abschnitt, der beim nächsten retelling in den Blick kommt.

### 3.4 retelling d: "Aufwand an Zeit und Seele" (Z. 149–155 bzw. 74–88)

Wie bereits in *retelling 2* kommt es auch hier zur verallgemeinernden Formulierung per "man" (vgl. Abb. 6).

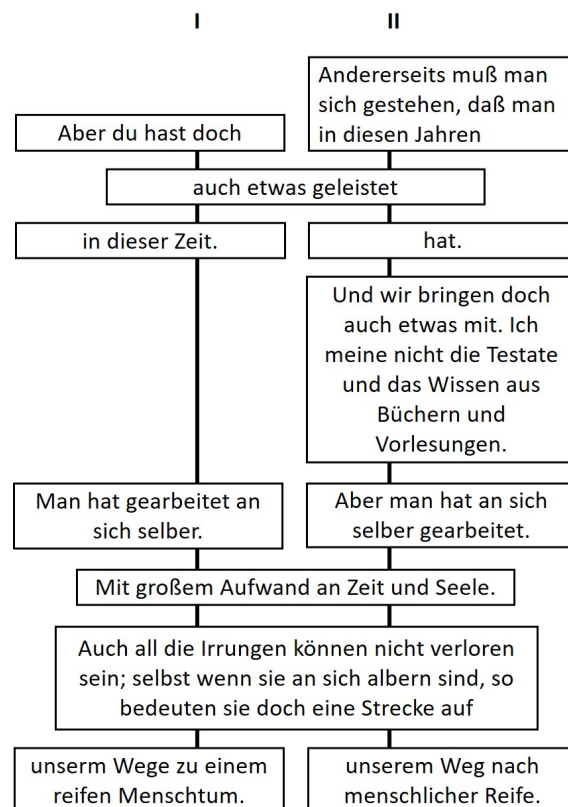


Abbildung 6: retelling d

Es ersetzt das "du" der Erstversion, das in Form einer Selbstadressierung selbstwertdienlich an eine ressourcenorientiertere Sichtweise appelliert. Auch in der Erstversion kommt es dann zu einem Wechsel zum "man", das hier allerdings nicht allgemeingültig verstanden werden kann, sondern eher als Bescheidenheitsform, die den eigenen Verdienst dann doch lieber vorsichtiger hervorhebt. Diese Bescheidenheit lässt sich auch in der Zweitversion lesen, insbesondere durch die Formulierung, dass man sich diese Arbeit an sich selbst "gestehen" müsse (im Gegensatz zu Formulierungen, dass man stolz sein könne, sich rühmen dürfe, sich nicht absprechen lassen dürfe o.ä.). Dieses Motiv der Ambivalenz zwischen Vermögen und Geständnis wird in *retelling e* noch einmal aufgegriffen.

Die letzten vier Elemente sind fast vollständig stabil übernommen, womöglich waren sie auch deshalb unverändert zu übernehmen, weil es keinen individuellen Selbstbezug per "ich" bzw. "du" zu tilgen gab, stattdessen wechseln beide Versionen synchron vom allgemeinen und bescheidenen "man" zum solidarisierenden "unser". Im letzten Element verschwindet sowohl die mündsprachliche Verkürzung ("unserm") als auch das etwas altertümlich wirkende "Wege" (zu "Weg") und das eigentümliche und etwas ideologische "Menschtum" (zu "menschlicher Reife"), wodurch die gleiche Aussage etwas weniger pathetisch und etwas zugänglicher wird.

Beiden Versionen folgt eine Evaluation: in der Erstversion wieder in Form des selbstwertdienlichen Selbstappells (hier nun mit dem Motiv der Monetarisierbarkeit), in der Zweitversion in Form einer wieder allgemeingültigeren Bestimmung. Für den Vergleich eignet sich eine tabellarische Synopse (Herv. d. m.):

153	Du bist <u>noch</u>	Das ist es: wir sind weniger vorgedrungen in der Richtung auf	81
	<u>unmöglich</u>	einen Beruf im alltäglichen Sinn dieses Wortes, es ging uns	82
	Mensch. Aber <u>lebt</u>	weniger darum, einen Beruf zu besitzen als ein Mensch zu	83
154	<u>nicht schon</u> ein	werden. Auch wenn wir dieses Ziel <u>noch unmöglich</u> erlangt	84
	schöner Reichtum in	haben können, so sind wir <u>doch immerhin vorwärts</u>	85
	dir? Und das sei	gekommen. Und das Wissen um diesen erkämpften,	86
155	nichts, weil man es	lebendigen inneren Reichtum verleitet einen vor gewissen	87
	nicht verkaufen kann?	Gesichtern zu einer lächerlichen Überheblichkeit.	

Beide Versionen beschwören mit der selbstkritischen Bescheidenheit einerseits ("noch unmöglich") und der versuchten Selbstüberzeugung eines inneren Reichtums ("lebt nicht schon" bzw. "doch immerhin vorwärts") schon die Ambivalenz. Diese wird in der Erstversion weiter individuell im Selbstdialog verhandelt, während sich die Zweitversion mit der Ankündigung "Das ist es" und der Formulierung per "wir" geradezu als Manifest liest.

### 3.5 *retelling e*: "in einem Ton" (Z. 164–169 bzw. 51–60)

Diese Ambivalenz steht nun im Fokus dieses nächsten *retellings* (vgl. Abb. 7), in dem diesmal in beiden Versionen die persönliche Erfahrung gleichermaßen per Ich-Erzählung vermittelt wird. Ressourcenorientiertes Selbstbild ("vom Himmel [...] hinabgestiegen" bzw. "Vermögen") und defizitorientierte Selbstwahrnehmung ("aus dem Zuchthaus" bzw. "vor Gericht") werden hier am Beispiel der eigenen Selbstvorstellung im Bewerbungsgespräch in als-ob-Form miteinander kontrastiert. Auffällig an dieser Gegenüberstellung ist, dass die Struktur beibehalten wird, aber

nur wenige Formulierungen stabil bleiben, weil praktisch jedes einzelne Element synonym reformuliert wird.

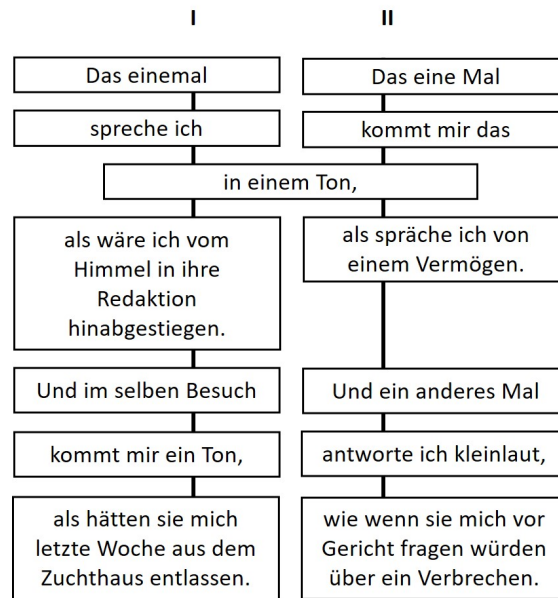


Abbildung 7: retelling e

Im evaluierenden Anschluss, der wiederum in der Zweitversion umfangreicher ausfällt, theoretisiert Frisch diese Ambivalenz weitgehend mit den gegensätzlichen Begriffspaaren "Größenwahn" bzw. "Überheblichkeiten" und "Minderwertigkeitsängste" bzw. "Minderwertigkeiten":

167	Denn Größenwahn und Minderwertigkeitsängste sind uns immer noch	Diesen tollen Spielraum in den Stimmungen kannte ich schon als Student; seit ich Arbeitsloser bin, sind diese Schwankungen noch unsinniger geworden. Oft bedeuten	54
168	interessanter als die Erkenntnis: ich bin einer vom Millionen-	meine Hoffnungen und Ansprüche lächerliche Überheblichkeiten und noch am selben Vormittag ebenso lächerliche Minderwertigkeiten. Man weiß nicht einmal	56
169	durchschnitt.	mehr, was man hoffen darf. Diese Unsicherheit ist das Aufreibende.	57
			58
			59
			60

Im Hinblick auf die Personalpronomen spiegelt sich in diesem Beispiel der sonstige Eindruck: Hier appelliert diesmal die Erstversion an eine Wir-Gemeinschaft, während die Zweitversion selbstoffenbarend bei der Ich-Erzählung bleibt und zum Ende hin eher verschleiern zum "man" ausweicht. Mit der Charakterisierung der Gegensatzbegriffe mit "lächerlich" erfolgt in der Zweitversion die selbstironische Brechung, die in der Erstversion noch mit dem Eingeständnis, Hauptsache nicht "einer vom Millionendurchschnitt" zu sein, erfolgte.

Durch den Rückbezug in der Zweitversion durch die Wiederholung des "Aufreibenden" aus *retelling 2* wird die Konkretisierung der Selbstunverfügbarkeit deutlich: Die Unsicherheit besteht nicht nur aus der verhältnismäßig diffusen Frage nach der eigenen Bestimmtheit ("Was bin ich?"), sondern in der subjektiven Unentscheidbarkeit, was nun überwiegt: Die eigenen Defizite oder die eigenen Ressourcen?

### 3.6 *retelling f*: "als wäre ich in der Fremde" (Z. 179–181 bzw. 29–31)

Die Erstversion dieses letzten, kurzen *retellings* (vgl. Abb. 8) leitet im ersten Text den Schluss ein und ist szenisch eingebunden in die Darstellung des Wegs von der Redaktion zum Schaufenster. Die selbstdefizitäre Reflexion erfolgt adressiert an

die anderen Menschen, die ihm alle fähiger, nützlicher und selbstständiger zu sein scheinen. Die verkürzte Zweitversion wird im zweiten Text neu kontextualisiert: An die Stelle der Straßenszene des Einzelereignisses tritt nun die kursorische Aufzählung der Bewerbungskontaktwege, gewinnt also sehr viel mehr an Allgemeingültigkeit.

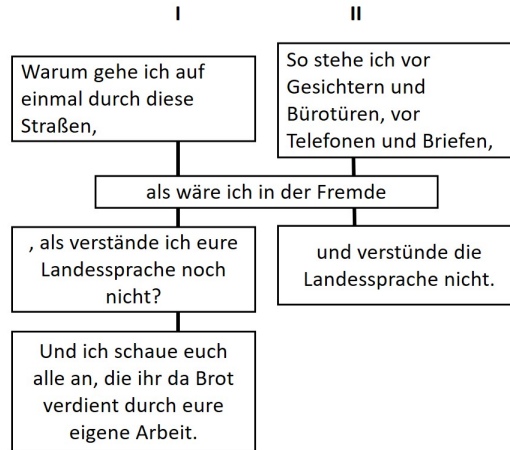


Abbildung 8: retelling f

#### 4 Ergebnissicherung

Tatsächlich gehöre ich zu den Schriftstellern, die lebenslanglich nur ihr eigenes Thema bearbeiten können. In Variationen natürlich. In immer wieder anderen Geschichten.

(Frisch 2017 (hier: 1985): 176)

Die beiden Versionen von "Was bin ich?" zeigen eindrucksvoll, wie subjektiv erfahrungsgesättigt Frischs Schreiben schon ganz zu Beginn ist, ganz gleich ob sich diese Erfahrung explizit und szenisch am Beispiel eines persönlichen Einzelereignisses oder abstrakter in einem um sachliche Allgemeingültigkeit bemühten essayistischen Text vermittelt. Das stilistische Experiment, seinen Stoff in zwei verschiedenen Darreichungsformen aufzubereiten, lässt sich als Teil der Berufsfindung lesen, die Frisch in der Retrospektive entsprechend selbstkritisch einschätzt, wenn er in einem Interview bekennt, "dass ich den Journalismus nicht als Journalismus betrieben habe, sondern als schlechte Literatur, was ja nicht Journalismus ist." (Frisch zit. n. Arnold 1975: 11). Entsprechend kann Frischs Versuch, in der Zweitversion die eigene Erfahrung über Verallgemeinerung gewissermaßen auf Marktgängigkeit und Publikumswirksamkeit hin zu konfektionieren, nicht als "typisch" Frisch gelten, wie auch Friedrich Dürrenmatts Charakterisierung nahelegt:

Ein Mensch, der ganz von sich ausging, von seiner Subjektivität, und den man deshalb als Einzelnen absolut ernst nehmen mußte, weil er aus sich nicht einen typischen, sondern einen subjektiven Fall machte. (Dürrenmatt zit. n. Rüedi in Frisch / Dürrenmatt 1998: 73)

Der Stellenwert der eigenen Subjektivität, die Relevanz des Eigenen und die Frage nach der Allgemeingültigkeit der eigenen Erfahrung findet schließlich in Frischs viel zitiertem Satz seinen Ausdruck, der gewissermaßen als Motto seines Lebenswerks insgesamt gelten kann: "Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst." (Frisch 1964: 73).

Die Notwendigkeit fiktionaler Literatur, der er sich dann fast ausschließlich widmete, erklärte Frisch wiederum in Essayform, nämlich 1960 in "Unsere Gier nach Geschichten":

Die Erfahrung dichtet. Wenn Menschen mehr Erfahrung haben als Vorkommnisse, die als Ursache anzugeben wären, bleibt ihnen nichts anderes übrig als ehrlich zu sein: sie fabulieren. Wohin sonst sollen sie mit ihrer Erfahrung? Sie entwerfen, sie erfinden, was ihre Erfahrung lesbar macht. (Frisch 1960: 264)

Mit dem szenischen Emplotment, der Darstellung seines Bewusstseinsstroms und dem Einbezug von Redewiedergaben nutzt Frisch auch schon in diesen frühen faktualen Texten fikionalisierende Darstellungsverfahren, wie sie trotz deren faktualen Geltungsanspruchs paradoxerweise für autobiographische Selbsterzählungen typisch sind. Gerade das sprachliche Changieren zwischen "Ich", "Du", "Wir", "Man" und "einer" lässt sich ebenso im mündlichen Erzählen finden und macht perspektivische Suchbewegungen sichtbar, die unterschiedliche Geltungsansprüche unterschiedlich nah oder distanziert fokussieren. Eine Ich-Erzählung ringt so um Bescheidenheit oder Entpersönlichung oder Verschleierung oder Verallgemeinerung oder Abgrenzung oder den radikalen Selbstbezug – kurzum: Sie sucht die angemessene Form des Ausdrucks der eigenen Erfahrung. Mit der Analyse dieser frühen Schlüsseltexte Frischs sind Fragen der Literarisierung und Poetisierung von Selbsterlebtem aufgeworfen, die sich auch und gerade in der Arbeit mit Lebenserzählungen stellen, ganz gleich ob diese als Autobiographien oder im Stegreif biographisch-narrativer Interviews entstehen.

## Bibliographie

- Arnold, Heinz Ludwig (1975): *Gespräche mit Schriftstellern: Max Frisch, Günter Grass, Wolfgang Koeppen, Max von der Grün, Günter Wallraff*. München: C. H. Beck.
- Bertaux, Daniel (2018): *Die Lebenserzählung. Ein ethnosozioologischer Ansatz zur Analyse sozialer Welten, sozialer Situationen und sozialer Abläufe*. Aus dem Französischen von Ingrid Harting. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Deppermann, Arnulf / Blühdorn, Hardarik (2013): "Negation als Verfahren des Adressatenzuschnitts: Verstehenssteuerung durch Interpretationsrestriktionen", in: *Deutsche Sprache* 13.1, 6–30.
- Ferrara, Kathleen W. (1994): *Therapeutic Ways with Words*. Cary: Oxford University Press.
- Frisch, Max / Dürrenmatt, Friedrich (1998): *Briefwechsel*. Herausgegeben von Peter Rüedi. Zürich: Diogenes Verlag.
- Frisch, Max (1960): "Unsere Gier nach Geschichten", in: Frisch, Max (1986): *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben Bänden*. Herausgegeben von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz. Vierter Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 262–264.
- Frisch, Max (1964): *Mein Name sei Gantenbein*. Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft.
- Frisch, Max (1973): *Stiller*. Frankfurt: Suhrkamp. [1954]
- Frisch, Max (1975): *Montauk*. Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft.

- Frisch, Max (1986): *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben Bänden*. Herausgegeben von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz. Erster Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frisch, Max (1986a): "Was bin ich? (I)", in: Frisch (1986), 10–15. [1932]
- Frisch, Max (1986b): "Was bin ich? (II)", in: Frisch (1986), 16–18. [1932]
- Frisch, Max (2010): *Entwürfe zu einem dritten Tagebuch*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Peter von Matt. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Frisch, Max (2017): *"Wie Sie mir auf den Leib rücken!" Interviews und Gespräche*. Ausgewählt und herausgegeben von Thomas Strässle. Berlin: Suhrkamp.
- Genette, Gérard (1998): *Die Erzählung*. Stuttgart: UTB.
- Gleichauf, Ingeborg (2010): *Jetzt nicht die Wut verlieren. Max Frisch – Eine Biografie*. München: Carl Hanser Verlag.
- Habermas, Tilmann / Bluck, Susan (2000): "Getting a Life: The Emergence of the Life Story in Adolescence", in: *Psychological Bulletin* 126(4), 748–769.
- Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004<sup>2</sup>): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- Rosenthal, Gabriele (2015<sup>5</sup>): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schumann, Elke / Gülich, Elisabeth / Lucius-Hoene, Gabriele / Pfänder, Stefan (Hg.) (2015): *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Selbert, Shevek K. (2024): *Autobiographisches Wiedererzählen. Eine interdisziplinäre Studie im qualitativen Längsschnitt*. Bielefeld: transcript Verlag.